

KERRI
MAHER

Grace

Das Mädchen
mit den weißen
Handschuhen

Roman



INSEL

KERRI MAHER

Grace

Das Mädchen mit
den weißen Handschuhen

Roman

Aus dem Englischen von Claudia Feldmann

INSEL VERLAG

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *The Girl in White Gloves* bei Berkley.

Erste Auflage 2020

insel taschenbuch 4817

Deutsche Erstausgabe

© 2020 by Kerri Maher

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, des öffentlichen Vortrags

sowie der Übertragung durch Rundfunk und

Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München;

Elisabeth Ansley/Trevillion Images, Brighton

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68117-5

Das hier ist für dich, Dad –
dafür, dass du immer an mich geglaubt hast.

Märchen erzählen erfundene Geschichten. Ich bin ein lebender Mensch. Ich existiere. Falls eines Tages die Geschichte meines Lebens als wahre Frau erzählt werden sollte, würden die Leute endlich erkennen, wer ich wirklich bin.

(Gracia Patricia von Monaco)

Wenn Gracie einen Fürsten heiraten kann, dann kann es jedes amerikanische Mädchen ... Ich bin sicher, eines Tages werden wir wahrheitsgemäß sagen können: »Und sie heirateten und lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage.«

(Margaret Majer Kelly)

Kapitel 1

1969

Vierzig. Noch nie zuvor hatte sie angesichts eines Geburtstags den Drang verspürt, wegzulaufen und sich zu verstecken, aber jetzt war es so weit. Bis zu dem Tag selbst war es noch Monate hin, aber Rainier und die Kinder und das Personal im Palast wollten wissen, wie Ihre Durchlaucht feiern wollte.

»Gar nicht«, sagte sie zu Rainier, als sie im Fond des schwarzen Mercedes saßen, auf dem Weg zu einem weiteren offiziellen Diner. Unterwegs in kleinen, abgeschlossenen Räumen, die sie von A nach B brachten – das schienen mittlerweile die einzigen Gelegenheiten zu sein, bei denen sie sich sahen.

»Komm schon, Grace, das sieht dir gar nicht ähnlich«, sagte Rainier und ergriff ihre Hand. Sie entzog sie ihm und legte sie in ihren Schoß, der in pfirsichfarbene Shantung-Seide gehüllt war. Das Kleid würde am nächsten Morgen in allen Zeitungskolumnen erwähnt werden; sie würden den eleganten Schnitt und die kunstvollen Stickereien beschreiben und kaum oder gar kein Wort über die Bücher verlieren, aus denen sie morgens den Kindern im Krankenhaus vorgelesen hatte, oder über die vielen Stunden, die sie damit zubachte, die Rote-Kreuz-Gala vorzubereiten, sich in der ermüdenden Kunst der Diplomatie zu üben, damit sie keinem der Spender auf die Zehen trat und alle wichtigen Leute sich hinreichend geschmeichelt fühlten.

»Verzeih mir, Rainier«, sagte Grace in ihrem liebenswürdigsten Tonfall. »Ich bin wohl ... einfach nicht ich selbst.« So eine vage Erklärung war die beste Strategie bei ihrem Mann. Er interessierte sich nicht für ihre wahren Gefühle und Gedanken. Das hatte lange an ihr genagt, diese Erkenntnis, dass er sie nicht verstand und auch gar kein Interesse daran hatte, sie zu verstehen. Doch vor einer Weile war ihr klar geworden, wie viel leichter ihr Leben hier in Monaco dadurch wurde. Solange er nicht fragte, brauchte sie nichts zu erklären, und so konnte sie ihre Kräfte für die Dinge schonen, bei denen sie wirklich unterschiedlicher Meinung waren.

»Könntest du versuchen, bis zum zwölften November wieder du selbst zu sein?«, fragte er. »Denn unsere Untertanen würden ihrer Fürstin an diesem besonderen Tag gern ihren Respekt erweisen, und ich fürchte, sie würden es nicht verstehen, wenn es keine Feier gäbe.« Sein Tonfall war durchaus geduldig, aber sie wusste, dass er es in einer Woche nicht mehr sein würde, wenn sie nicht nachgab. Jetzt zog er nur die dunklen Brauen hoch, um anzudeuten, dass er natürlich verstand, warum es ihr widerstrebte, einen so privaten Anlass mit einem Fürstentum zu teilen, aber dass sie beide wussten, was richtig war und was getan werden musste.

Dennoch spürte Grace die Ironie der Situation ganz deutlich: Wenn Rainier zu viel Aufwand trieb, würde man sie als selbstherrlich verurteilen und ihre harte Arbeit für das Fürstentum noch weniger anerkennen. Eine regelrechte Marie Antoinette mit Hermès-Tasche und Diamantdiadem. Aber wenn sie ihren Geburtstag nicht feierte und einfach in Jeans und Pullover mit ihrer Familie Hamburger essen ging, würde sie ihrem eleganten Fürstentum nicht gerecht werden, des-

sen Untertanen von ihr *erwarteten*, dass sie stets wie einem Modemagazin entstieg aussah.

Sie fand es erstaunlich und deprimierend, dass sie nach fast dreizehn Jahren als Ehefrau und Fürstin noch immer mit diesem Dilemma rang. Erst letzte Woche hatte sie das Krankenhaus besucht, das sie mit derselben Sorgfalt renoviert und modernisiert hatte, wie die meisten Frauen sie auf ihr Zuhause verwendeten, sodass aus Monacos schlecht ausgestattetem medizinischen Zentrum ein modernes Vorzeigekrankenhaus geworden war. Da sie wusste, dass man sie fotografieren würde, wenn sie die Patienten auf der Krebsstation besuchte, hatte sie ein schlichtes Sommerkostüm angezogen und dazu ihre Chambray-Keds, ihre »hässlichen Turnschuhe«, wie die erst zwölfjährige, aber schon sehr modebewusste Caroline sie nannte. Sie bat die Fotografen, ihre Füße nicht mit aufs Bild zu nehmen, und erklärte ihnen, sie habe die Turnschuhe extra angezogen, damit sie so viele Patienten wie nur möglich besuchen könne, ohne selbst in der Orthopädie zu landen.

Sie hatte gedacht, der Scherz würde die Stimmung auflockern, aber mehrere der anwesenden Krankenschwestern runzelten die Stirn, und eine schüttelte sogar missbilligend den Kopf. Diese Krankenschwester war sehr alt; die vielen Sommer am Strand hatten tiefe Furchen in ihr gebräuntes Gesicht gegraben. Grace unterdrückte ein Seufzen angesichts dieser verbreiteten und oft widersprüchlichen Reaktionen auf ihre Anwesenheit: Verehrung für ihre Mutterschaft, aber Verurteilung ihrer Erziehungsmethoden; Dankbarkeit für ihre Wohltätigkeit, aber Kritik an ihrer Kleidung; und vor allem Freude über ihre Schönheit, aber Feindseligkeit, weil sie aus einem weit entfernten Land stammte, einer »imperialis-

tischen« Nation, die mit Frankreich unter einer Decke steckte, das Monaco unter dem Pantoffel halten wollte.

All das war immer noch besser als die unverhohlene Feindseligkeit, die Rainier zu Beginn ihrer Ehe gespürt und zum Anlass genommen hatte, ihre sämtlichen Filme im Fürstentum zu verbieten. Doch Grace verzweifelte an dem Gefühl, dass die Monegassen sie niemals wirklich als eine von ihnen anerkennen würden, ganz gleich, was sie als ihre Fürstin tat. Wie sich gezeigt hatte, waren sie viel schwerer zu beeindrucken als die Kinobesucher, die sie als Schauspielerin gefesselt hatte.

Aber dann lachte eine der ganz jungen Krankenschwestern, deutete auf ihre eigenen weißen Treter und sagte: »Da sind Sie nicht die Einzige, Durchlaucht.«

Grace hatte so herzlich gelächelt, wie sie es vermochte, und erwidert: »Danke für Ihr Verständnis.« Vielleicht würde diese jüngere Generation ihr irgendwann das Gefühl geben, hier zu Hause zu sein.

»Tu, was du für richtig hältst«, sagte Grace nun mit einem leichten Seufzer, weil sie wusste, dass es sinnlos war, ihre Einwilligung hinauszuzögern. Auch das hatte sie gelernt: nachzugeben, wenn es ging, und so schnell wie möglich. Dann lief alles glatter, und es gab weniger unbequeme Diskussionen. »Ich bin sicher, Marta und Meredith werden ein sehr schönes Fest ausrichten.« Auf ihre jeweiligen Privatsekretärinnen war stets Verlass.

»Gibt es irgendetwas Besonderes, das du dir wünschst?«, fragte er besänftigt mit neckender Stimme. Sie zuckte innerlich zurück – gut, dass er nach diesem Abendessen bestimmt zu erschöpft für alles andere als Schlaf sein würde.

»Friede auf Erden? Den Menschen ein Wohlgefallen?«,

scherzte sie und wich den amourösen Avancen geschickt aus, wie sie es damals bei Hitch und all den anderen getan hatte. Was für eine gute Vorbereitung ihre Jahre in Hollywood für das Dasein als Ehefrau doch gewesen waren – auch wenn sie zu der Zeit das Gegenteil befürchtet hatte.

Rainier schmunzelte, sodass sein schmaler Schnurrbart sich auf der rechten Seite nach oben bog. »Ich dachte eher an etwas, das allen zugutekommt. Vielleicht einen kleinen Park für deine geliebten Blumen? Oder eine Statue an der Promenade?«

»Bitte, Rainier, nichts für mich oder gar mit meinem Bild«, sagte sie erschrocken und peinlich berührt. Hoffentlich geriet dieses Gespräch nicht außer Kontrolle. »Wenn es sein muss, spende etwas in meinem Namen. Ja, ein Park wäre schön. Oder ein Anbau für die Bibliothek, oder ein paar Aufführungen im Theater, die sich alle umsonst anschauen können ...«

»Damit du darin auftreten kannst?«, fragte er scherzend, doch die vertraute Herablassung war deutlich zu hören.

Sie lachte, um Leichtigkeit bemüht. »Ganz bestimmt nicht! Wer will denn eine alte Schabracke wie mich auf der Bühne sehen?«

Die eigene boshafte Bemerkung versetzte ihr einen Stich, doch das verging rasch, als sie sah, dass das Gespräch damit beendet war. Rainier nickte, dann wandte er sich ab und blickte aus dem Seitenfenster in die von bunten Neonlichtern erhellte Dunkelheit. Wie sie diese Lichter hasste – jedes einzelne von ihnen verschandelte die dramatische Schönheit ihres neuen Heimatlandes. Gott sei Dank hatte Rainier es schließlich eingesehen und die Errichtung weiterer solcher Scheußlichkeiten verhindert.

»Denk an deine Brille«, sagte er, als der Wagen an seinem Ziel anhielt. Draußen drängten Menschen und Kameras herbei. Sie vergaß oft, dass sie ihre Brille trug, da ihr das Vergnügen, mehr als anderthalb Meter weit sehen zu können, vollkommen normal erschien. Doch Rainier erinnerte sie stets daran, sie in der Öffentlichkeit abzunehmen.

»Danke, Liebling«, erwiderte sie automatisch, nahm die Schildpattbrille ab und verstaute sie in dem diskreten, lederbezogenen Fach zwischen den Sitzen. Sofort wurde die Welt unscharf, und als man ihr die Tür öffnete, war sie froh über das übliche Blitzlichtgewitter, weil es ihr einen Vorwand gab, die Augen zusammenzukneifen, während sie lächelnd darauf wartete, dass Rainier sie an seinem Arm die Stufen hinaufführte.

Kaum etwas fand sie so wohltuend wie den Anblick ihres aufgeräumten Schreibtisches. Briefpapier, Stifte, Tinte, Papiertücher, Büroklammern und all die anderen Utensilien lagen ordentlich in kleinen Fächern innerhalb der Schubladen, und die Oberfläche war aus glänzend lackiertem Holz. Das Ganze war so wunderbar schlicht, dass sie einen Seufzer der Erleichterung ausstieß.

Da sie an diesem Tag keine Termine hatte, gönnte sie sich den Luxus, sich barfuß und in ihrer bequemsten Jeans und einem Baumwollpullover in ihren Polstersessel zu setzen. Sie nahm ein paar Bögen Papier und ihren Lieblingsfüllfederhalter heraus, ein Geschenk von ihrem Onkel George, als sie 1947 das Haus in der Henry Avenue verlassen hatte, um an der American Academy of Dramatic Arts zu studieren. Wie alle mit Sorgfalt gemachten Dinge funktionierte er noch immer genauso gut wie vor zweiundzwanzig Jahren. »Ich möch-

te, dass du mir schreibst und mir von all deinen Abenteuern erzählst«, hatte Onkel George gesagt. »Auch von den ungezogenen«, hatte er unter den Dolchblicken ihrer Mutter leise und verschwörerisch hinzugefügt. Grace hatte mädchenhaft gekichert, obwohl sie sich kaum vorstellen konnte, was für eine Art Ungezogenheit er meinte.

Tja, und jetzt machte sie sich Sorgen, dass Caroline in Schwierigkeiten geriet. Und im Gegensatz zu ihrer eigenen Mutter, die wirklich kaum Anlass gehabt hatte, sich um Grace Gedanken zu machen, hatte Grace nur allzu gute Gründe, sich um ihre eigensinnige Tochter Caroline zu sorgen. Das Mädchen war noch nicht mal ein Teenager und trotzdem kaum zu bändigen. Sie mochte sich gar nicht vorstellen, wie Caroline mit siebzehn sein würde, im gleichen Alter wie Grace, als sie von zu Hause fortgegangen war. Und auch die Welt hatte sich so verändert – dagegen war die vergleichsweise unschuldige Ungezogenheit ihrer Jugend vollkommen harmlos. Grace schauderte bei dem Gedanken, welche Ausschweifungen ihre älteste Tochter erwarten mochten, und das obendrein unter den gierigen Blicken der Paparazzi.

Obwohl es Dringenderes gab, um das sie sich kümmern musste, beschloss sie, sich die Zeit zu nehmen, um Onkel George ein paar Zeilen nach Kalifornien zu schicken. Sie würde ihm die neuesten Geschichten von den Kindern erzählen und ihn fragen, wie er seinen vierzigsten Geburtstag begangen hatte. Er war ihr immer eine Inspiration gewesen – vielleicht konnte er ihr ein paar Ideen für ihre ungewollte Feier geben.

Stunden vergingen in zufriedener, produktiver Stille, und als sie Hunger bekam, ging sie in die Küche, die sie im priva-

ten Bereich des Palastes hatte einbauen lassen und in der Bedienstete keinen Zutritt hatten, es sei denn auf ausdrückliche Anweisung. Sie machte sich ein Sandwich mit Erdnussbutter und Marmelade und aß es im Stehen, den Blick durch das große Fenster nach draußen auf das glitzernde Saphirblau des Mittelmeers gerichtet, das am Horizont auf das hellere Blau des Himmels traf. Am Rand ihres Gesichtsfelds erhoben sich zu beiden Seiten die schroffen Felsen ihres kleinen Stücks der Côte d’Azur, steile, grün bewachsene Hänge, durchsetzt von roten Ziegeldächern und altem Mauerwerk. Das Wasser war gesprenkelt mit weißen Jachten, die von hier oben alle mehr oder weniger gleich aussahen, bis auf die *Christina O.*, das Riesenschiff von Aristoteles Onassis. Um diese Tageszeit war das Sonnenlicht strahlend weiß und funkelte auf dem Wasser wie Tausende kleiner Juwelen.

Grace spülte ihr süßes, klebriges Mittagessen mit einem Glas kalter Milch hinunter, und für einen seltenen, kostbaren Augenblick hatte sie das Gefühl, dass das Leben schön war. Und dieses Leben hatte sie sich in den vergangenen sieben Jahren, seit jener schmerzlichen Zeit 1962, als sie Hitchs Angebot ablehnen musste, in *Marnie* mitzuspielen, und sich endgültig von der Schauspielerei verabschiedet hatte, selbst aufgebaut. Ihre Vormittage verbrachte sie mit Korrespondenz und Meetings, in denen es meist um die Kinder und ihre Wohltätigkeitsarbeit ging – das Krankenhaus, das Rote Kreuz, die von ihr gegründete Kinderhilfsorganisation AMADE und ihre florierende Stiftung für die Künste. Sie fand Befriedigung darin, junge Tänzer und Kunsthandwerker zu fördern, auch wenn es ihre Seele nicht so berührte, wie es die Schauspielerei getan hatte. Doch das behielt sie für sich, denn sie wollte auf keinen Fall, dass man sie für undankbar hielt.

Und an den Nachmittagen bemühte sie sich, so viel wie nur möglich für ihre Kinder da zu sein. In ein paar Stunden würden sie und die vierjährige Stéphanie sich zum Musikunterricht aufmachen, an dem sie wöchentlich mit einigen anderen monegasischen Müttern und Kindern teilnahmen. Danach würden sie zu einem Spielplatz gehen und dann nach Hause, zum Abendessen mit Caroline. Grace genoss die einfachen gemeinsamen Mahlzeiten. Nudeln und Möhren, Fischstäbchen und Pommes frites, Kitzeln und Lachen – wenn sie mit den Mädchen allein war, gönnte sie sich und ihnen ein wenig amerikanischen Alltag und übermütiges Laissez-faire. Leider war Caroline mittlerweile fast zu alt für diese kleinen Albereien, aber Grace war entschlossen, so lange wie nur möglich daran festzuhalten.

Sie schob den Gedanken an Albie, der den ganzen Tag in der Schule und bei diversen Sportveranstaltungen verbrachte, beiseite, weil er zu schmerzlich war. Er kam erst spät nach Hause, vollkommen erschöpft, gab seiner Mutter einen Gutenachtkuss und fiel ins Bett. Wie sehr würde ihr Sohn die Abendessen mit seiner Mutter und seinen Schwestern genießen – schließlich war er noch ein Junge, gerade mal elf Jahre alt! Wie sehr sie sich wünschte, er wäre hier!

Ob sie Rainier am Abend sehen würde? Sie wusste es nicht, und sie versuchte, nicht zu lange über diese Frage und die unausweichliche und enttäuschende Antwort nachzudenken.

Gerade als sie an ihren Schreibtisch zurückkehrte, klingelte ihr privates Telefon.

»Hallo?«, sagte sie, und ihr Herzschlag beschleunigte sich, wie immer in diesem winzigen Moment zwischen ihrem Gruß und dem der Person am anderen Ende. Wer konnte es sein? Welche Ablenkung mochte ihr der Anruf bieten?

»Gracie? Ich bin's, Prudy. Wie geht's dir?« Die Stimme ihrer Freundin klang munter und überschwänglich. Sie schien sich zu freuen, dass Grace direkt beim ersten Klingeln abgenommen hatte. Sie telefonierten schon seit fast zwanzig Jahren miteinander, seit dem Ende ihrer gemeinsamen Zeit im Barbizon, als sie auf demselben Flur gewohnt hatten, und Grace war unendlich dankbar für dieses Stück moderne Technik, das es ihnen ermöglichte, über Kontinente und Ozeane hinweg in Verbindung zu bleiben.

Grace lümmelte sich wieder in ihren Sessel. Auch sie freute sich, mit einer alten Freundin zu sprechen. Eine kleine, aber wunderbare Flucht. »Mir geht's gut, Prudy. Kann mich nicht beklagen, außer darüber, dass ich in ein paar Monaten vierzig werde. Rainier will mir unbedingt etwas schenken und ein Fest feiern.«

»Du weißt schon, dass du wie eine Prinzessin klingst, oder?«, zog Prudy sie auf.

»O ja, und eine von der schlimmsten Sorte. Aber das mit dem Alterwerden ist schon so eine Sache. Was hast du denn zu deinem Vierzigsten gemacht?«

»Ich bin ins Kino gegangen und habe mich im Dunkeln mit Popcorn vollgestopft, anschließend habe ich mir zu Hause eine Flasche sehr guten Rotwein gegönnt.«

»Du meinst, Arthur hatte gar nichts für dich geplant?«

»Ich hatte ihm gesagt, dass ich das nicht will. Und er hat sich leider dran gehalten. Warum wünschst du dir nicht eine Reise nach Indien? Du bist doch immer gern an exotische Orte gereist. Oder nach Ägypten. Schau dir eins von den sieben Weltwundern an.«

Grace hörte im Geist plötzlich das Trompeten eines Elefanten und das Klatschen seiner Ohren. Sie war bis nach Af-

rika geflogen, um mit Clark Gable einen Film zu drehen, und hatte ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag im Kongo gefeiert. »Weißt du was? Du hast recht«, sagte sie, und bei der Vorstellung, dass sie noch einmal dieses Mädchen sein könnte, löste sich etwas in ihr.

Doch dann wurde es wieder steinhart. Rainier reiste nicht gern weiter als bis in die Staaten, und wenn sie allein nach Indien flog, würde das vermutlich für viele hochgezogene Augenbrauen sorgen. Trotzdem sagte sie zu Prudy: »Ich denke darüber nach«, und fragte sich, ob ihre alte Freundin wusste, dass sie log.

Eine Weile plauderten sie darüber, was sie beide so gemacht hatten, und Grace war sehr interessiert, als Prudy erzählte, dass sie sich seit neuestem an Blumenarrangements versuchte. Ihr war sogar die Ehre zuteilgeworden, für die kommenden Feiertage eine große Vase mit winterlichen Zweigen und Beeren für die Town Hall zusammenzustellen. Grace hatte Blumen schon immer geliebt und lernte mehr darüber, seit sie eng mit dem Chefgärtner zusammenarbeitete, um die Bepflanzung rund um den Palast zu erneuern.

»Und ist das mit Josephine nicht schrecklich?«, sagte Prudy schließlich.

Einen Moment lang war Grace verwirrt. »Josephine?«

»Baker. Erinnerst du dich nicht mehr an den Vorfall damals im Copa?«

»Wie könnte ich das vergessen? Sie haben sie unmöglich behandelt.« Grace spürte die Ungerechtigkeit noch genauso in ihrem Herzen wie in jenem Augenblick, als sie einer der weltberühmtesten Sängerinnen wegen ihrer Hautfarbe den Zutritt zu dem versnobten Club verwehrt hatten. »Was ist denn mit ihr?«

»Ich habe in der Zeitung gelesen, dass man sie aus ihrem Haus in Frankreich geworfen hat. Irgend so ein Château.«

»Was?«, rief Grace empört, und ihre Hand umklammerte den Telefonhörer fester.

»Sie und alle ihre Kinder«, bestätigte Prudy.

Grace zog die unterste Schreibtischschublade auf und holte ein riesiges, abgegriffenes Adressbuch heraus, das mit lauter losen Umschlägen und Visitenkarten vollgestopft war. Sie war sicher, dass sie dort irgendwo Josephines Telefonnummer notiert hatte. Sie leckte den Zeigefinger an und begann zu blättern.

»Gracie? Bist du noch da?«, fragte Prudy durch den Hörer.

»Ja, ja, bin ich«, erwiderte sie zerstreut. »Ich versuche, Josephines Nummer zu finden. Ich habe hier eine alte unter ›Baker‹, aber die ist bestimmt nicht mehr gültig ... Ah! Da ist ihre Weihnachtskarte vom letzten Jahr.« Und eine Nummer stand drauf. Hoffentlich hatten sie das Telefon nicht schon abgeschaltet.

Sie hörte Prudy am anderen Ende lachen. »Das ist die Gracie, die ich kenne und liebe«, sagte sie. »Nicht die, die sich von einem Geburtstag in die Knie zwingen lässt. Dann mal los, Tiger!«

Grace musste ein paar Tage herumtelefonieren, mit Maklern, die ein so stark regional gefärbtes Französisch sprachen, dass sie kaum ein Wort verstand, mit der Polizei in der Dordogne, wo Josephines Château lag, und mit früheren Nachbarn, die zwar Mitgefühl zeigten, aber voller Vorurteile waren und sie nur als *la négresse* bezeichneten. Grace ärgerte sich darüber und auch über sich selbst, weil sie es zugelassen hatte, dass aus Josephine und ihr Weihnachtskartenfreun-

dinnen geworden waren. Dass sie den Grund dafür genau kannte, machte es nur noch unverzeihlicher – und sie umso entschlossener, ihre alte Freundin zu finden und ihr zu helfen. Furchtlos und eigensinnig, mit einer jahrzehntelangen Karriere als Sängerin, Tänzerin und Schauspielerin, ausgezeichnet mit zwei hohen französischen Verdienstorden für ihren Einsatz im Zweiten Weltkrieg, ganz zu schweigen von den ganzen gebrochenen Herzen, die auf ihre Karte gingen, hatte Josephine Baker Grace zu sehr daran erinnert, was sie alles *nicht* war. Außerdem wusste sie, dass Rainier nicht viel von Josephine hielt, nicht so sehr wegen ihrer freizügigen Auftritte, sondern wegen ihrer vielen Adoptivkinder, die aus so fernen Ländern wie Japan und Kolumbien stammten.

Ihr Rückzug war ein Fehler gewesen, erkannte Grace, und mit energischer Entschlossenheit machte sie sich daran, ihn zu korrigieren.

Als sie Josephine endlich am Telefon hatte, sprudelte sie in der Hoffnung auf Vergebung drauflos, fast als säße sie im Beichtstuhl: »O Josephine, es tut mir so leid, dass ich mich so lange nicht gemeldet habe. Als ich hörte, was dir und deinen Kindern passiert ist, habe ich sofort versucht, dich zu erreichen. Wie kann ich dir helfen?«

»Grace! Was für eine Überraschung! Mach dir keine Gedanken. Meine Güte, musst du nicht ein Land regieren?« Sie lachte mit ihrer samtigen, melodischen Stimme, die trotz der langen Jahre im Ausland immer noch ungekünstelt und amerikanisch klang. »Erzähl mir von dir und deinen wunderbaren Kindern.«

Grace schilderte kurz ihre üblichen Highlights – Albies Begeisterung für die Leichtathletik, Carolines wachsendes Interesse an der Politik und die Abenteuerlust der kleinen Sté-

phie –, dann sagte sie: »Und ich würde gern mehr über deine Kinder erfahren, deshalb sollten wir unsere Kalender herausholen und ein Treffen vereinbaren. Aber zuerst möchte ich wissen, wo du wohnst und ob du ... irgendwas brauchst.« Es war nicht einfach. Sie wollte nicht zu weit vorpreschen und diese *Legende*, die ihre Freundin war, nicht in Verlegenheit bringen. Aber sie konnte auch nicht tatenlos zusehen, wie diese Legende womöglich obdachlos wurde.

»Du bist immer sehr nett gewesen, Grace.«

»Ich wünschte, ich wäre mehr als nur nett gewesen. Ich wünschte, ich wäre eine bessere Freundin gewesen«, sagte Grace.

»Ach, Unsinn«, sagte Josephine. »Aber hör mal, ich kann doch nicht von dir verlangen, meine ganze Brut bei dir aufzunehmen, auch wenn du in einem Palast lebst.«

»Aber vielleicht kann ich ja eine andere Unterkunft für dich finden. Irgendwas, das groß genug ist und hier in der Nähe und –«

»Bezahlbar.«

»Darum kümmern wir uns später. Ich würde dir gern helfen, so gut ich kann.« Grace hielt inne; ihr Herz pochte so laut, dass es ihr in der Brust und in den Ohren dröhnte. »Natürlich nur, wenn du das möchtest«, fügte sie hinzu. »Ich verstehe, wenn du nicht kannst oder nicht willst.«

Eine Weile herrschte Stille am anderen Ende der Leitung, und Grace hielt die Luft an, während sie auf die Antwort wartete.

Josephines Stimme klang leiser, rauer, als sie sagte: »Ich möchte keine Almosen von dir, Grace. Ich bestehe darauf, es dir zurückzuzahlen.«

»Du kannst es mir zurückzahlen, indem du wieder singst«,

erwiderte Grace, da sie spürte, dass die ganze Wahrheit – *wenn hier jemand etwas wiedergutmachen muss, Josephine, dann bin ich es* – das Unbehagen zwischen ihnen nur vergrößern würde. »Hast du in letzter Zeit gesungen?«

»Nun ja ... ich habe es schon seit einer Weile vor.«

»Das ist ja großartig«, sagte Grace, und eine warme, vibrierende Dankbarkeit durchströmte ihren Körper.

Sobald sie genug Informationen gesammelt hatte, bereitete sie sich auf das Gespräch mit Rainier vor. Als die Kinder im Bett waren, servierte sie ihm sein Lieblingsessen – gebratenes Hähnchen mit Estragonsauce –, und während sie aßen, bemerkte er: »Du wirkst in den letzten Tagen zufriedener. Hast du noch mal über deinen Geburtstag nachgedacht?«

Sorgfältig tupfte sie sich ein wenig Sauce von der Unterlippe, dann legte sie die gestärkte weiße Serviette wieder auf ihren Schoß. Sie hatte absichtlich das Bouclé-Kostüm anbehalten, das sie zuvor beim Besuch des Roten Kreuzes getragen hatte, um ihren Mann daran zu erinnern, wie viel Gutes sie jeden Tag in seinem Namen für Monaco tat. »Ich hoffe, dass ich zufriedener wirke, wenn ich etwas für andere tue.« Sie lächelte, dann holte sie tief Luft.

»Du erinnerst dich doch an Josephine Baker?«

»Natürlich«, erwiderte er. »Ihre Songs haben mir immer gefallen, und im Krieg hat sie eine wichtige Rolle gespielt. Ihr beide wart doch früher befreundet, nicht?« Er lächelte ihr zu, und in diesem Lächeln sah sie all seine besten Eigenschaften – die Großzügigkeit seines Herzens, seinen Wunsch, Monaco zum Besseren zu verändern, und den Vater, der für seine Kinder nur das Beste wollte.

»Ja, das waren wir, und ich habe ein schlechtes Gewissen,

weil ich diese Freundschaft bis vor kurzem so vernachlässigt habe«, sagte Grace. Er schien guter Dinge zu sein, und eine bessere Gelegenheit für ihre Bitte würde sich so bald sicher nicht finden. »Ich habe neulich erfahren, dass sie Hilfe braucht. Es ist nämlich so, dass sie und ihre Kinder ihr Zuhause in der Dordogne verloren haben.«

Rainier runzelte die Stirn. »Ihr *Rainbow Tribe*?«

»Sag das doch nicht so abfällig.« *Na bitte, es geht schon los. Bleib ruhig.*

»Sie hat zwölf Kinder aus allen Ecken der Welt. Sie hat Eintrittskarten zu ihrem Château verkauft und ihren bunten Haufen wie im Zoo vorgeführt, um über die Runden zu kommen.«

»Sie behandelt ihre Kinder aber nicht wie Tiere, Rainier. Und wie kannst du so etwas sagen, wenn dir deine eigenen Zootiere doch so am Herzen liegen?« *Vorsicht, Grace*, ermahnte sie sich. *Er weiß, dass du den Palastzoo nicht so liebst wie er, und du darfst ihn nicht in die Defensive bringen.* »Wie auch immer«, fuhr sie fort und schob alle Gedanken an Zoos beiseite. »Josephine wollte etwas beweisen, und zwar etwas sehr Wichtiges, wie ich finde, nämlich dass Menschen aller Hautfarben und unterschiedlichster Herkunft glücklich zusammenleben können. Und die Eintrittskarten, die sie verkauft hat, waren für den *Park*.«

»Das kannst du von mir aus gerne glauben, Liebling, aber wahr ist es deshalb noch lange nicht.«

Herrje, er kann so arrogant und herablassend sein! Sie ermahnte sich, ruhig zu bleiben. »Du sagst doch immer, du möchtest, dass alle Menschen hier in Monaco in Glück und Frieden leben, nicht nur diejenigen, die viel Geld haben. Diesen Wunsch teile ich.«

»Und du möchtest Josephine Baker helfen.« Sein Gesichtsausdruck war schwer zu deuten. Da war Verachtung für Josephines Familiengestaltung, aber auch Nachdenklichkeit und ein Abwägen ihrer Argumente.

»Ja«, sagte sie und zog ihre Trumpfkarte. »Es wäre das wunderbarste Geburtstagsgeschenk, das du mir machen könntest. Ein Zuhause für meine Freundin in der Nähe von Monaco, um ein französisches *und* amerikanisches Nationalheiligtum zu bewahren.«

Sie hatte den richtigen Ton getroffen – das sah sie daran, wie er sich mit nachdenklichem Blick in seinem Stuhl zurücklehnte, den Zeigefinger auf den Lippen.

»Ich habe mir bereits ein paar Häuser angesehen«, fuhr sie fort. Er schätzte es, wenn sie ihre Hausaufgaben machte. Sie erzählte ihm von der hübschen Villa in Roquebrun, ein Stückchen oberhalb von Larvotto. Dann wartete sie still ab.

»Also gut«, sagte er schließlich. »Wenn es dich glücklich macht. Aber wir müssen uns trotzdem ein etwas greifbares Geschenk ausdenken, etwas, das ich dir vor unseren Untertanen überreichen kann.«

Grace sprang auf, lief um den Tisch und küsste Rainier auf die Wange, dann kniete sie sich neben ihn und legte ihre Hand auf seine. Sie war so glücklich, dass es in ihrem Herzen prickelte wie in einem Champagnerglas.

»Du kannst mir schenken, was immer du möchtest.«

Er lächelte und strich mit dem Finger über ihr Kinn. Zum ersten Mal seit langem verspürte sie einen Anflug von Begehren. Sie küsste ihn auf den Mund und umfasste seine Hand fester. »Danke«, flüsterte sie.

Er drehte sich zu ihr, dann glitt er vom Stuhl, sodass er ebenfalls kniete, direkt vor ihr. Er schlang die Arme um sie

und drückte sie an sich, während sie sich küssten. Grace schloss die Augen und suchte tief in ihren Erinnerungen einen ähnlichen Moment, ein ähnliches Gefühl, und als sie es gefunden hatte, küsste sie Rainier fordernder und ließ sich von ihm zu Boden ziehen.

Kapitel 2

1949

Ihre Stimme machte nicht das, was sie wollte. Verdammt. Sie klang immer noch so nasal. Grace schaltete erneut den Wasserkocher ein und löffelte Salz in die blau-weiße Teekanne aus Porzellan, die sie sich in ihrer ersten Woche hier in New York in Chinatown gekauft hatte. Sie passte nicht zu den Tassen vom echten chinesischen Service ihrer Mutter, die sie von zu Hause mitgebracht hatte – hauchdünn, mit zarten rosafarbenen und goldenen Blüten –, aber beides hatte ihr gute Dienste geleistet, seit sie in dieses winzige Zimmer an der Dreiundsechzigsten Straße gezogen war. Sie hätte sich von dem Geld, das sie als Fotomodell verdiente, bei Tiffany ein komplettes neues Service kaufen können, aber dieses zusammengewürfelte Geschirr erfüllte seinen Zweck, außerdem war es die perfekte Kombination aus ihrem Leben in der Henry Avenue und ihrem abenteuerlicheren Dasein in der Stadt.

Als das Wasser kochte, goss sie es in die Kanne und rührte die Mischung mit einem Essstäbchen um, das ebenfalls aus dem Geschäft in Chinatown stammte, dem südlichsten Bereich von Manhattan, den sie bisher erkundet hatte. Der Laden lag über einem Fischgeschäft und roch fürchterlich nach Algen und Kabeljau, aber dort bekam man all die billigen Dinge, die man brauchte, um sein Zimmer im Barbizon auszustatten. »Es ist ja unsinnig, sich ein Geschirr auszusuchen, bevor wir den richtigen Mann gefunden haben«, hatte Pru-

dy pragmatisch gemeint, als sie und Grace und ein paar andere Mädchen im Herbst zusammen beim Frühstück gesessen hatten.

Sie schenkte sich eine Tasse von dem heißen Salzwasser ein, nahm einen Schluck und gurgelte, dann spuckte sie es in die bereitstehende Suppenschüssel. Das wiederholte sie zweimal, dann probierte sie es erneut, zunächst mit einer ihrer Lieblingsrollen, der Cordelia aus Shakespeares *König Lear*, um den englischen Akzent zu üben: »Ich Unglücksel'ge, ich kann nicht mein Herz / Auf meine Lippen heben; ich lieb' Eu'r Hoheit, / Wie's meine Pflicht geziemt, nicht mehr, nicht minder. / Mein teurer Herr, Ihr zeugtet, pflegtet, liebtet mich; und ich / Erwidr' Euch diese Wohltat, wie ich muss, / Gehorch' Euch, lieb' Euch und verehr' Euch hoch.«

Dann wechselte sie zu *The Torch-Bearers* von Onkel George und versuchte, der amerikanischen Figur Florence McCrickett nur einen Hauch dieser Sprechweise zu geben. Wie immer bemühte sie sich, aus dem Bauch heraus zu sprechen. Das Wichtigste war, dass sie aufhörte, »durch die Nebenhöhlen zu sprechen«, wie Don sich ausgedrückt hatte. Er hatte ihr ein Päckchen Zigaretten angeboten, um ihre Tonhöhe abzusinken, aber sie hatte sich strikt geweigert. An ihrer Stimme konnte sie arbeiten, aber ihre weißen Zähne und ihren glücklicherweise makellosen Teint würde sie nicht aufs Spiel setzen. Sie hatte schon zu viele schöne junge Frauen gesehen, die von diesen Glimmstängeln regelrecht gelb geworden waren. Wenn sie für jede bezaubernde Braut, die sie auf einem Foto gesehen hatte und die zwanzig Jahre später als Mutter einer ihrer Freundinnen nicht mehr wiederzuerkennen war, einen Penny bekäme, bräuchte sie nicht als Foto-

modell zu arbeiten, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Doch auch ohne die Zigaretten hatte sie Fortschritte gemacht. Die Resonanz ihrer Stimme in ihrem Innern war bestimmt eine Oktave tiefer als vor einem Jahr. Und heute klang etwas in ihrem Akzent und ihrer Intonation plötzlich anders, vielleicht ein bisschen wie Katharine Hepburn – nein, wie Grace Kelly, aber besser. Älter, sexier, welterfahrener, selbstsicherer, eleganter.

Aber jetzt sollte sie besser aufhören, sonst verlor sie es womöglich wieder. Außerdem musste sie sich vor der Verabredung mit Don noch waschen und die Haare machen. Wenn sie doch nur so eine Mähne wie die Hepburn hätte, statt dieser faden Strähnen. Na, zum Glück gab es ja Lockenwickler.

Als sie aus der dampfenden Dusche in das lachsrosa geflieste Badezimmer trat, erblickte sie zu ihrer Freude Prudy und Carolyn, die sich über die weißen Waschbecken zum Spiegel beugten, um ihr Make-up auszubessern. In ihr Badetuch gehüllt, trat Grace zu ihnen. »Hallo, ihr zwei Hübschen«, sagte sie und legte ihren feuchten Arm um Carolyn, die ihn in gutmütigem Ärger sofort wieder abschüttelte.

»He, das ist Kaschmir, Kelly!« Sie deutete auf ihren weichen, hellblauen Pullover, der sich auf genau die verführerische Art um ihre Kurven schmiegte, die ihr so viele Aufträge als Fotomodell eintrug. Er passte wunderbar zu ihrem dunklen Haar.

»Tolle Farbe. Ist der neu?«, fragte Grace.

»Schön, nicht? Ein Geschenk von Bloomingdale's nach den Aufnahmen heute«, sagte Carolyn. Sie drehte sich zu Grace um und lehnte sich an das Waschbecken. »Und das habe ich

mir auch verdient. Es war furchtbar – zwischen jedem Foto hatte ich Mr Shoemakers Hand auf meinem Po.«

Grace schüttelte den Kopf. »Böser, böser Junge«, sagte sie. »Beim nächsten Mal gibt's was auf die Finger.«

Prudy kicherte. »Vielleicht steht er ja auf so was.«

Grace schüttelte sich.

»Ist bestimmt kein Zufall, dass einige von seinen Stammmodellen mit dem Laufen angefangen haben«, meinte Carolyn.

»Na ja, dem einen läufst du davon, aber stolperst du dann nicht gleich über den Nächsten?«, fragte Prudy.

»Oh, ich hätte nichts dagegen, über jemand Nettes zu stolpern. Erinnerst du dich an Captain Joseph A. Truss aus dem Copacabana letztes Wochenende? Er hat mir erzählt, dass er jeden Tag im Central Park läuft. Mmmmm«, machte Carolyn, als hätte sie gerade ein Stück von ihrer Lieblingschokolade auf der Zunge.

»Vielleicht sollte ich mal mitkommen.« Grace zog das Handtuch vom Kopf und kämmte sich das Haar.

»Für dich ist immer Platz«, sagte Carolyn.

»Aber du bist doch praktisch mit Don verlobt«, wandte Prudy ein. Die Gute war manchmal ein bisschen *zu* vernünftig – immer zur Sperrstunde zu Hause und stets pünktlich bei ihren Sekretärinnenjobs, mit denen sie sich das Schauspielern finanzierte. Grace schätzte Prudys pragmatische Eigenschaften, teilte sogar viele davon, aber manchmal hatte sie etwas von einem Moralapostel.

»*Noch* bin ich es nicht«, sagte Grace, um Prudy zu ärgern.

Ihre Freundin schüttelte den Kopf. »Ich sollte dich Sphinx nennen.«

»Warum sollte sie Don heiraten?«, fragte Carolyn. »Grace

könnte doch jeden haben. Jedes Mal wenn wir zusammen ausgehen, bekommt sie von mindestens drei Männern, die alle erfolgreicher und besser angezogen sind als Mr Richardson, einen Drink geschickt.«

»Ein Drink ist aber nicht dasselbe wie Liebe«, erwiderte Grace. Sie nahm einen Lockenwickler aus ihrem Beutel, rollte eine Haarsträhne darauf und steckte ihn mit einer Nadel fest.

»Genau«, sagte Prudy. »Warum sollte sie die Liebe gegen ein bisschen Spaß im Copacabana tauschen?«

»Weil jeder ein bisschen Spaß braucht«, meinte Carolyn. »Und wer sagt, dass Grace Don liebt? Ich glaube das nämlich nicht, Gracie. Ich glaube, du bist nur in die Vorstellung verliebt, dass einer deiner ersten Schauspiellehrer dich nett genug findet, um mit dir auszugehen.«

»Na und? Es schmeichelt mir halt«, verteidigte sich Grace, während sie die nächste Strähne aufrollte.

»Liebst du ihn oder nicht?«, beharrte Carolyn, als ginge es um etwas Lebenswichtiges.

»Waaahnsinnig«, seufzte Grace, dann kicherte sie.

»Du bist unmöglich«, sagte Prudy, und Carolyn pflichtete ihr bei.

Grace lächelte ihren Freundinnen zu, doch dann fiel ihr ein, dass sie ganz vergessen hatte, ihre neue Stimme zu benutzen. Die ganze Zeit über hätte sie üben können! Von jetzt an durfte sie nicht mehr so nachlässig sein.

Ja, sie liebte Don. Sie wusste nicht, ob es sein Aussehen war oder sein Alter – er war immerhin elf Jahre älter als sie – oder die Art, wie er sich bewegte, als wäre sein hochgewachsener, schlanker Körper ein lässig geschwungener Schal, aber Don Richardson hatte sie vom ersten Moment an, als sein Blick in der Schauspielklasse an der Academy auf sie fiel, fas-

ziniert. Er hatte geduldig gewartet, bis der Kurs zu Ende war, bevor er ihr vorgeschlagen hatte, ins Katz zu gehen, um über ihre »weitere Studienplanung« zu sprechen, aber sie hatte das ganze Semester über gewusst, dass er sie wollte. Und sie ihn.

Es war aufregend gewesen, diesem Mann gegenüberzusitzen, der so viel über das Theater und New York wusste. Während sie köstliche Sandwiches aus dunklem Brot und scharf gewürztem Fleisch gegessen hatten, war ihm immer wieder eine dunkle Locke in die ebenso dunklen Augen gefallen. Wie hätte sie da widerstehen sollen? Natürlich hatte sie ihn geküsst. Und als eine prickelnde Hitze durch ihren Körper schoss, hatte die achtzehnjährige Grace zum ersten Mal echtes Verlangen gespürt.

Als Don sie schließlich an einem dunklen, verschneiten Märznachmittag in sein Bett gezogen hatte, war sie dem süßen, nervösen Jungen, der sie im Sommer zuvor in Ocean City von ihrer Jungfräulichkeit befreit hatte, überaus dankbar. Obwohl sie zu dem Zeitpunkt nicht so locker darüber gedacht hatte und am Boden zerstört gewesen war, als er nach Yale gegangen war und sie erkannt hatte, dass sie nicht zueinander passten. Denn wie könnte sie jemanden heiraten, der sich nur für Aktien und Wertpapiere interessierte und die erste und einzige Broadwayshow, die er je gesehen hatte, langweilig fand? Sie war zur Beichte gegangen und hatte dem Pfarrer hinter dem Eisengitter die Sünde der Lust gestanden, natürlich ohne zu erwähnen, dass sie der Lust auch nachgegeben hatte. Diesen Pragmatismus hatte sie ihrer Mutter, Margaret Majer Kelly, zu verdanken, die zwar anlässlich der Heirat mit John B. Kelly – von allen nur Jack genannt – zum Katholizismus übergetreten war, aber als Toch-

ter deutscher Immigranten protestantisch aufgewachsen war. Sie hatte am Abend vor der Beichte sogar zu Grace gesagt: »Du brauchst dem Pfarrer nicht alles zu erzählen. Manche Dinge bleiben besser zwischen dir und Gott.«

Grace war es herzlich egal, wie ihre jugendliche Lust ihre Beziehung zu Gott beeinflussen mochte – viel wichtiger war die Tatsache, dass sie darüber ihren feierlichen Schwur aus Kindertagen vergessen hatte, sich auf der Bühne einen Namen zu machen, so wie ihr Onkel George. Obwohl sie noch einen anderen Onkel hatte, der Vaudeville-Schauspieler war, hatte sich Grace nie so zu ihm hingezogen gefühlt wie zu dem kultivierten, gebildeten George. Der ältere Bruder ihres Vaters war der Einzige in der ganzen Familie, der seinen Lebensunterhalt nicht mit den Händen verdiente, sondern mit seinem künstlerischen Talent. Für sein Stück *The Torch-Bearers* hatte er sogar den Pulitzer-Preis bekommen! Selbst ihr Vater als olympischer Ruderer musste zugeben, dass das ziemlich beeindruckend war.

Wie lustvoll sie auch sein mochten, diesmal hatte sie kein schlechtes Gewissen wegen ihrer Gefühle für Don, denn sie waren sozusagen eine Fortführung ihrer Liebe zum Theater. Dennoch hatte sie es nicht eilig, ihn zu heiraten. Etwas in ihr war doch ein wenig neugierig, wie es wohl wäre, mit Männern auszugehen, die so wohlhabend waren wie die, die ihr Drinks schickten, wenn sie mit ihren Freundinnen in eine Bar ging.

All das erschien ihr jedoch zu kompliziert und auch zu privat, um es Carolyn und Prudy zu erklären. Deshalb wechselte sie das Thema: »Genug über mich, Mädels. Was habt ihr zwei denn heute Abend vor?«

»Hallo, Schatz«, begrüßte sie Don, der im Foyer des Barbizon wartete, dem einzigen Bereich des dreiundzwanzigstöckigen Gebäudes, in dem Männer zugelassen waren. Ihre schwarzen Lackpumps klackten auf dem makellos sauberen Steinboden, und die Petticoats unter ihrem Chiffonrock kitzelten sie an den Beinen. Die Handtasche aus feinem Boxcalf in ihrer Armbeuge, die Hände in schlichten weißen Handschuhen, hakte sie sich bei ihm ein und gab ihm einen Kuss auf die Wange.

»Ich fürchte, nun brauchst du dein Taschentuch«, sagte sie und deutete mit hochgezogenen Brauen auf den roten Lippenstiftabdruck, den sie hinterlassen hatte. Die Make-up-Expertinnen bei den Werbeaufnahmen hatten ihr erklärt, dass sie ihre Lippen überpudern musste, um solche Spuren zu vermeiden, aber sie hatte keine Lust, so viel Zeit mit dem Schminken zuzubringen. Außerdem trug Don immer brav das Stofftaschentuch mit Monogramm bei sich, das sie ihm extra zu diesem Zweck geschenkt hatte.

Er rieb den Fleck weg. »Du klingst anders.«

»Wirklich?«, fragte sie kokett. Also hatte sie sich nicht geirrt. Der Gedanke machte sie ein wenig übermütig.

»Gefällt mir«, sagte er und sah sie mit einem Blick an, der sofort eine Welle von Begehren in ihr auslöste.

Don lächelte und küsste sie ebenfalls auf die Wange. »Aber du musst es noch ein bisschen modulieren. Jetzt klingst du wie Laurence Olivier.«

»Spielverderber«, sagte sie und lächelte ebenfalls, obwohl ihr das Herz wie ein Stein in den Magen sackte. Die Anziehung zwischen ihnen war zwar nahezu perfekt, aber der Unterschied in ihrem Status war noch zu groß. Sie brauchte eine erste große Rolle, dann würde er schon begreifen, dass

sie nicht länger Lehrer und Studentin waren, ganz gleich was im Fakultätshandbuch der American Academy of Dramatic Arts stand.

Sie trafen sich mit zwei anderen Paaren – Theaterfreunden von Don, die alle neben der Schauspielerei noch als Aus-
hilslehrerin oder Barkeeper oder dergleichen arbeiteten – in einem italienischen Restaurant in Hell's Kitchen, wo sie mehrere Flaschen Chianti leerten und Riesenportionen Chicken Parmigiana mit Knoblauchbrot verdrückten. Grace hielt sich beim Essen zurück, aber sie genoss es, beschwipst zu sein, obwohl sie ahnte, dass sie am nächsten Morgen einen dicken Kopf haben würde.

Hinterher gingen sie zum Birdland. Der Club war rappellvoll, aber glücklicherweise kannte Don den Mann am Eingang, und so kamen sie doch noch hinein. »Wahrscheinlich müsst ihr eine Weile stehen«, sagte der hochgewachsene Ire im Zweireiher zu ihnen. Drinnen war es so verraucht, dass Grace den Mann mit der Trompete am vorderen Bühnrand kaum sehen konnte, aber der melancholische Klang seines Instruments durchdrang die Luft, klar und weich wie Honig.

Sie hatte schon oft von diesem Club gelesen, und jetzt war sie zum ersten Mal da. Die Musik enttäuschte sie nicht, obwohl Charlie Parker, nach dem der Club benannt war, an dem Abend nicht spielte. Den Gerüchten zufolge trat er wegen seiner Heroinsucht nur unregelmäßig auf.

Zwischen den Sets wurde ein Zweiertisch frei. Sie holten sich noch vier Stühle dazu, sodass sie alle zusammen dort sitzen konnten, und bestellten sich eine Flasche Whisky. Grace gestattete sich nur ein kleines Glas davon, aber da sie ihn ohne Eis und Soda ohnehin nicht so gerne mochte, war es

kein großes Opfer. Sie lehnte sich an Dons Arm, der auf ihrer Stuhllehne lag, schloss die Augen und ließ die Musik in sich einsinken. Die Melodie war langsam und sinnlich; Klavier und Trompete, Saxophon und Schlagzeug begegneten sich in Rhythmen und Harmonien, wie sie sie noch nie gehört hatte und doch immerzu hörte, überall in New York – in Clubs vom Village bis nach Harlem, von Plattenspielern in winzigen Apartments und Penthouses und an Straßenecken, wo die Spieler in der Hoffnung auf ein wenig Kleingeld ihren Hut auf den Gehweg stellten.

Fordie, der Chauffeur ihrer Familie und abgesehen von Onkel George der Einzige zu Hause, der immer nett zu ihr war, hatte Grace gelehrt, stets so viel Geld, wie sie erübrigen konnte, in die Hüte der Musiker zu werfen. Als sie zehn war, hatte er sie einmal vom Philadelphia Museum of Art abgeholt, und er hatte ihr durch das Seitenfenster zwei nagelneue Dollarscheine gegeben. »Wirf sie in den Kasten«, hatte er sie angewiesen und auf den Bassspieler gezeigt, der an der breiten Treppe stand und auf den Saiten seines Instruments eine traurige und zugleich beschwingte Melodie zupfte. Sie hatte die Scheine in den offenen Instrumentenkasten fallen lassen und zugesehen, wie das grün-weiße Papier hinuntersegelte und neben den glänzenden Fünf-Cent-Münzen und Pennys auf dem roten Samt landete. Fordie war an dem Tag der beste Kunde des Musikers gewesen. Männer wie ihr Vater, mit ihren guten Mänteln und Filzhüten, die es sich hätten leisten können, weit mehr in den Kasten zu werfen, gingen an dem Musiker vorbei, ohne ihn auch nur anzusehen.

Als sie im Auto saß, erklärte Fordie ihr mit seiner samtigen Stimme: »Man kann nie wissen, was so ein Mann erlebt hat, Gracie. Vielleicht stammt er aus New Orleans oder Chi-

cago, und er ist den ganzen weiten Weg hierhergekommen, um Erfolg zu haben. Oder vielleicht lebt er sogar auf der Straße und spart und spart, um nach Harlem zu fahren. Dein Onkel George hatte Unterstützung bei seinem Weg auf die Bühne. Und es ist unsere Aufgabe, Fremde wie diesen Musiker ebenfalls zu unterstützen.«

Oh, wie sie Fordie vermisste.

Als sie die Augen wieder öffnete, bemerkte sie Bewegung auf der gegenüberliegenden Seite des Clubs. Offenbar war jemand Berühmtes gekommen, und die Leute standen auf, um dem Paar ihren Platz anzubieten. Die platinblonde Frau erkannte Grace nicht, aber der drahtige junge Mann kam ihr bekannt vor. Weil sie nicht von selbst darauf kam, fragte sie Don leise: »Wer ist das?«

»John Kennedy«, sagte Don. »Und vermutlich eins von seinen Showgirls. Er steht auf Blondinen.«

Ah. Einer von den Kennedys aus Massachusetts, von denen ihr Vater dauernd sprach. »Und woher weißt du, dass er auf Blondinen steht?«

»Jeder in der Theaterszene kennt Jack«, erwiderte Don. »Oder hat zumindest von ihm gehört. So wie in der Generation davor alle Joe kannten, seinen alten Herrn. Er sitzt jetzt im Kongress, aber nach allem, was man so hört, soll es mit ihm noch viel höher gehen.«

Grace' Vater hatte Joe Kennedy und dessen ehrgeizige Familie seit jeher bewundert. »Da sieht man mal, was ein Ire alles erreichen kann, wenn er diesen eingebildeten Protestanten zeigt, wo der Hammer hängt«, hatte er mehr als einmal gesagt, zum Beispiel als ihr älterer Bruder Kell das Diamond Challenge Sculls im englischen Henley gewonnen hatte, das berühmte Einer-Ruderrennen, bei dem sein Vater

1920 nicht hatte teilnehmen dürfen, weil er Ire und katholisch war. John Kennedy war genau die Sorte Mann, die ihrem Vater an ihrer Seite gefallen hätte. Aber wie sollte sie Daddy jemals Don vorstellen?

Es war nicht allzu schwer, ihre Freundinnen abzulenken, wenn das Thema auf ihre Beziehung kam, aber bei Don war das anders, vor allem nachdem sie schon fast ein Jahr zusammen waren. Seine Scheidung würde bald durch sein, und ein- oder zweimal hatte er auf eine erneute Heirat angespielt: »Ich glaube kaum, dass deine Eltern einen jüdischen Ehemann für ihre Tochter akzeptieren würden. Oder vielleicht doch? Schließlich sind die Iren fast genauso diskriminiert worden wie wir, zumindest in Amerika. Das wäre immerhin eine Gemeinsamkeit.« Und einmal im Bett, als ihre schlanken Finger verführerisch miteinander getanzt hatten: »Ach, Grace, mir bleibt wohl nichts anderes übrig, als dich zu heiraten.« Beide Male hatte sie es für klüger gehalten, nichts darauf zu erwidern, obwohl sie bei seinen Worten vor Aufregung ganz kribbelig geworden war.

Wenn sie als hübsches junges Ding in East Falls, Philadelphia, eines gelernt hatte, dann war es der Wert des Schweigens. Für ein Mädchen genügte es nicht, hübsch zu sein. Wenn sie männliche Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte – und zwar nicht irgendeine beliebige, wie man sie an jedem Eiswagen bekommen konnte, sondern *echte* Aufmerksamkeit, von der Sorte Mann, die erstrebenswert war –, lohnte es sich, den Mund zu halten. Grace verstand nicht, warum es Männer so sehr störte, wenn eine Frau ehrlich sagte, was sie dachte. Sie wusste nur, dass es so war, und sie hatte ein sehr feines Gespür dafür, wann sie etwas sagen sollte, um den anderen zum Lachen zu bringen, und wann es besser war, sich nicht

in die Karten schauen zu lassen. Dabei war es vollkommen egal, ob der Mann selbst laut und ruppig war wie ihr Vater oder eher künstlerisch und introvertiert wie Don. Schweigen funktionierte immer.

Den restlichen Abend verbrachte sie damit, dem Jazz-Quartett zuzuhören und zu beobachten, wie die anderen Gäste zu John Kennedy hinübersahen. Es war richtig amüsant. So viele Männer, die sich fragten, was er hatte, was sie nicht hatten. Grace jedoch fragte sich etwas anderes, nämlich ob ihr Talent genauso groß war wie das des Trompetenspielers dort auf der Bühne, und wenn ja, wohin es sie wohl führen würde.

Als das Publikum am Ende seines Solos klatschte, wanderten ihre Gedanken wie so oft bei irgendeiner Darbietung zu ihrem alten Lieblingstraum: wie sie selbst auf einer Bühne stand und sich unter begeistertem Applaus verneigte. Die Bühne in ihrer Vorstellung war größer als die in ihrer Highschool, wo sie und ihre ältere Schwester Peggy so viele Rollen gespielt hatten. Doch Peggy – oder Ba, wie ihr Vater seine Lieblingstochter nannte – war jetzt verheiratet und hatte ein Kind, und die Bühne gehörte Grace; es war eine Broadway-Bühne, die größte von allen. Sie konnte spüren, wie der harte, schwarz gestrichene Boden unter ihren Füßen vibrierte, als sie dort stand, strahlend vor Dankbarkeit angesichts des donnernden Beifalls. Alle, die sie liebte, würden da sein, voller Stolz, ihre Mutter und ihr Vater in der ersten Reihe. Sie würde unendlich glücklich sein, weil sie wusste, dass ihre harte Arbeit sich schließlich ausgezahlt hatte. Einen eleganten Rosenstrauß im Arm, verbeugte sie sich ein letztes Mal, erfüllt von dem sicheren Gefühl, dass sie endlich etwas gut gemacht hatte.